Stammt das Menschengeschlecht aus Ostasien?

In Peking hatten das Geologische Institut von China, die Pekinger Naturwissenschaftliche Gesellschaft und das Rockefeller Institut im Oktober 1926 Sitzung. Man legte einen Menschenrestfund vor, der wahrscheinlich aus dem jüngsten Tertiär, der Braunkohlenzeit, stammt.

Es handelt sich um zwei Zähne eines ersten menschlichen Gebisses, die man dreißig Kilometer südwestlich Pekings fand. Der schwedische Geologe Andersson, der in chinesischem Dienste steht, fand sie dort an dieser Stelle in einer Höhle. Der schwedische Paläontologe Wiman wirkte als Sachverständiger an diesen Ausgrabungen mit. Er zählte diese Zähne dem ältesten bis jetzt gefundenen Menschenrest zu, den er Homo primenenius Pekinearis nannte. Schon im Jahre 1903 hatte der deutsche Gelehrte Schlosser einen Zahn unbekannten Fundortes aus China beschrieben, dem er tertiäres Alter zuschrieb. Man kannte seinen genauen Fundort deshalb nicht, weil er in einem Pekinger Drogenladen gekauft war. Jetzt hat sich durch den Fund Anderssons herausgestellt, daß die Vermutungen Schlossers richtig waren. Durch diese unfraglichen Zeugnisse ist bewiesen, daß bisher die ältesten Menschenspuren nach Ostasien weisen. Hier hat der Tertiärmensch in der jüngeren Braunkohlenzeit gelebt. Ob aber westliche Kulturentwicklung in Ostasien ihre Wiege hat, das müssen weitere Untersuchungen uns lehren. Daß auch der Mensch der späteren Steinzeit in der Mongolei und in China gelebt hat, das beweisen bereits die dortigen Funde.

Rudolf Hundt.

—o—

Der Bär von Chawarowsk

Ein sibirisches Abenteuer von Joseph M. Velter.

Mein Freund Doktor Müller — ich weiß, der Name Müller ist nicht unmäßig originell, aber ich kann nichts dafür, er hieß wirklich so — hatte, als wir in der Nähe von Tschita völlig ausgeraubt, fast mittellos in Chawarowsk am Amur angekommen waren, bei einem Fischkonservenfabrikanten eine Stellung als Hauslehrer gefunden, die ihn übrigens, was ich als immerhin für das heutige Sibirien nicht uninteressant erwähnen möchte, verpflichtete, auch als Nachtwächter sich durch Bewachung der Fabrik nützlich zu machen. Ich selbst hatte die Leitung einer Destillierstube und eines kleinen Bazars in die Hand genommen, die einem alten Chinesen gehörten, der mehrere Wochen verreisen mußte, von dem aber noch ein Sohn da war. Diesen Chinesen hatte ich während meines früheren Aufenthaltes als Wojenno Pisenny (Kriegsgefangener) kennen gelernt und mit ihm eine Art von Freundschaft geschlossen. (Ach, er hatte einmal eine wunderschöne Pelzjacke, die mir mächtig in die Augen stach. Er verlangte zwanzig Yen dafür. Ich besaß nur zwölf. Ein großes Handeln begann, vierzehn Tage lang, immer von ihm mit gleicher Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, von mir mit ebensolcher Hartnäckigkeit geführt. Nach vierzehn Tagen hatte ich ihn soweit, daß die Jacke zwölf Yen kosten sollte, aber da hatte ich diese längst vertan, was ihn gar nicht zu schmerzen schien. Er habe das wohl gewußt, aber ich solle nur immer wiederkommen, er sei jederzeit glücklich, wenn ein so hochwohlgeborener und edler Herr seine unwürdige, wurmzerfressene Schwelle überschreite.)

Mein Freund Doktor Müller hauste also etwa zehn Werst von der Stadt entfernt als Hauslehrer und Nachtwächter und hatte gute Tage. Die bösen Zeiten der Revolution und der roten Räuberhorden waren vorüber. So hatte er kaum zwei oder drei Stunden am Tage zu tun und als er die Erlaubnis bekam, in einem großen, zum Gut gehörenden Weiher, der inmitten des an die ungeheuren Waldungen grenzenden Parkes lag, zu fischen, nahm er freudig an, suchte Angelgerät und Köder, schulterte für alle Fälle sein Gewehr und zog los. Das Gewehr war ein russisches Infanteriegewehr uralter Konstruktion, immerhin durfte man noch hoffen, daß es (losginge", wenn man abzog, und so war es schließlich doch ein Schutz gegen die jetzt im Sommer allerdings harmlosen Wölfe und gegen Bären, die weit in den Wildnissen der Schluchten und Wälder hausten, manchmal aber auch in die Nähe kamen.

Es war ein prachtvoller Tag. Der Himmel war wolkenlos. Warm lag die Sonne über dem Wasser des großen Teiches, und ein leicht fader Geruch von Wasser, Moder und Fischen stieg herauf. Doktor Müller setzte sich auf ein über zwei im Wasser eingerammte Pfähle gelegtes Brett, das als Landungssteg einmal für einen inzwischen verschwundenen Kahn gedient hatte, legte seine vorsintflutliche Knallbüchse neben sich und begann zu fischen. Die schweren Karpfen, die der Weiher beherbergte, zeigten keine Luft zu beißen, sondern zogen dicht unter der Oberfläche des Wassers langsam und faul umher und ließen sich die Sonne auf die breiten dunklen Rücken scheinen. Also Köderwechsel. Schwimmer fort und ein Versuch mit der Grundangel!

Doktor Müller steht auf. In diesem Augenblick fängt sich in seinem achtlos schweifenden Blick eine Bewegung am Ufer. Er blickt genauer hin. Rechts von ihm, etwa zwanzig Meter weit entfernt, bewegt sich ein großer, dunkler Körper, halb von Schilf und Büschen verborgen. Ein Bär! Doktor Müller, der gute, blonde Junge, der zum erstenmal mit mir in Sibirien weilt, der ein prächtiger junger Gelehrter, aber kein Jäger ist, macht sich keine rechte Vorstellung von dem, was kommen könnte, denkt nicht daran, daß der Petz wahrscheinlich abtrollen wird, ohne sich um den Menschen zu kümmern, ist außerdem durch die Erregungen des Fischens in einem leichten Jagdfieber, ergreift das Gewehr, zielt auf den dunklen Fleck und zieht durch. Mit einem Satz zeichnet das Tier das Schilf rauscht auf, Zweige brechen und brausend wie eine Schnellzuglokomotive kommt ein ungeheures Wesen auf den Aermsten zugestürmt. Der ist im ersten Augenblick maßlos darüber erstaunt, daß der Bär nicht tot ist. Er hat ihn doch getroffen. Dann blitzt in ihm die Erkenntnis von der drohenden Gefahr auf, in der er schwebt. Das Gewehr ist nur einschüssig; bis er neu geladen hatte, ist er längst zerfleischt also wirft er das Gewehr weg und sich selbst mit einem überstürzten Hechtsprung ins Wasser, wo er losschwimmt, erst unter Wasser, dann aufgetaucht, atemlos, aus Leibeskräften vom Ufer fort. Von dort hört er Schnauben, Fauchen und ein wildes Gestampf, das ihn herrlich anfeuert.

Endlich wagt er einen Blick zurück. Da steht auf dem Steg — — aber das ist kein Bär! Das ist ein riesiger Elch, mit meterweiten Schaufeln blutunterlaufenen Augen, der keinen Blick auf den Schwimmer wirft. Dafür trampelt er mit zornigen Schalen den Steg und die Angelgeräte in tausend Splitter, auch den Schaft des Gewehres, schnaubt, saucht und stampft, indes Müller Muße hat, das ungeheure, wie ein Urweltwesen wirkende Tier in seinem Zorn zu bewundern. Nach zehn Minuten erst, als alles kraus und klein ist, und nichts mehr von dem unzerstört ist, was das Fremden verhaßte Witterung ausströmte, gibt sich der Bulle zufrieden und trollt waldwärts.

Doktor Müller, immer noch in der Angst, der Elch entdecke ihn und komme ins Wasser, atmet auf. Er ist vor Schreck und Anstrengung reichlich erschöpft. Noch zehn Minuten hält er es im Wasser aus, dann kriecht er ans Ufer und macht sich angstbeschwingten Schrittes nach Haus. Vom Gut schickt er mir einen Boten: Sofort kommen!

Am Nachmittag suchten wir den Anschußplatz auf. Ich fand ziemlich viel Schweiß und Schnitthaare. Zurück nach Chawarowsk, wo wir einen eingeborenen Jäger verständigten. Zu dritt ging's dann mit den Hunden des Jägers auf die Fährtensuche, immer tiefer waldwärts, zwei Tage lang. Dann fanden wir das verendete Tier. Es war der stärkste Elchbulle, den ich in langen Jahren und auf mancherlei Jagdfahrten in Sibirien gesehen habe.

Am Ausguck

Allerlei Wissenswertes.

Ein wohlgenährter Hund kann vier bis sechs Wochen hungern, ehe er stirbt. — Das Haar wächst innerhalb 10 Tagen zwei bis fünf Millimeter nach. — Bei Schlaflosigkeit wird der Mensch alle 3 Stunden um 16 Gramm leichter. — Um die ganze Blutmenge einmal durch den Körper zu treiben, muß sich das Herz 22 mal zusammenziehen. — Der Wacholderstrauch kann über 800 Jahre alt werden. — Die rechte Herzkammer leistet nur die halbe Arbeit der linken. — Zur Herstellung des Chartreuse-Likörs sind mehr als 40 Pflanzen notwendig. — Fast die Hälfte der gesamten Menschheit wohnt in Asien. — Der Rogen eines erwachsenen Karpfen enthält 1 700 000 Eier. — Frauen atmen schneller als Männer und alte Leute schneller als junge. — Das Damenbeinkleid kam erst 1812 in Gebrauch.

Friedrich der Große und der Amtmann.

Nach einer Parade führte der Weg den König Friedrich den Großen zu einem Amtmann auf einem königlichen Gute. Dieser begleitete von Friedrich dazu aufgefordert, den König ein Stück Weges. Er ritt einige Schritte hinter dem Monarchen auf der linken Seite und klagte über den Verfall des Gutes und daß alle seine Bitten um Entsendung einer Untersuchungskommission fruchtlos blieben.

Der vielen Worte endlich überdrüssig, sagte der König: „Reite Er doch auf die andere Seite, auf dem linken Ohre höre ich nicht gut." — Der Amtmann leistete dem königlichen Befehl sogleich Folge, fuhr aber im Anbringen seiner Beschwerden rehfelig fort.

„Ja muß Er sich", unterbrach ihn der König endlich, „an den Minister wenden."

„Ach, Eure Majestät", fiel sogleich der Amtmann ein, „um Vergebung, wenn ich doch lieber mit Eurer Majestät rede. Der Herr Minister hört nämlich auf beiden Ohren nicht gut."

Der König lachte, und für die Beschwerden wurde bald Abhilfe geschaffen.

H. G.

Die ersten Turmuhren.

Im 15. Jahrhundert gab es in Italien noch keine Turmuhren. Nur einer der Schloßtürme von Ferrara war mit Ziffernblatt und Schlagglocke versehen. Jedoch wurden die Zeiger nicht durch ein Uhrwerk über das Ziffernblatt gedreht, sondern sie wurden durch Menschenhand alle Viertelstunden vorgerückt, wobei dann auch die Glocke entsprechend angeschlagen wurde. Der Stunden- oder Glockenmann richtete sich seinerseits nach einer Sanduhr. Dieser Dienst, den man für sehr wichtig hielt, wurde durch ein für damalige Verhältnisse hohes Gehalt belohnt. Nachlässigkeiten dieses hochgestellten Mannes wurden dafür aber auch streng bestraft. So wurde ein Glockenmann hart bestraft, weil er „zum großen Aergernis der Kirche und der Frommen" vergessen hatte, zur Zeit des Ave Maria die Glocke zu schlagen und die Stunde anzugeben.

K.

Rechtsprechung in Andorra.

Diese kleine, inmitten der steilsten Täler der Hochpyrenäen gelegenen Republik, die 54 Dörfer mit 5231 Einwohnern, Katalanen, umfaßt, hatte bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts keine geschriebenen Gesetze. Seit 1846 gibt es einen Codex, der den richterlichen Funktionen zugrunde liegt, u. dem einfachen Charakter der unverdorbenen Gebirgsbewohner, meist Hirten, Holzfäller und Jäger, entsprechend abgefaßt ist. Das ganze Gesetzbuch enthält nur 100 Paragraphen (allein das deutsche BGB. enthält 2385 Paragraphen). Da Mord in Andorra höchst selten vorkommt, so ist das Todesurteil mit besonderen Förmlichkeiten verknüpft. Das Urteil muß von sämtlichen 54 Schulzen der Dörfer bestätigt werden. Alsdann wird der zum Tode Verurteilte an den Rand einer der tiefen, wildzerklüfteten und wegelosen Felsschluchten geführt und in Gegenwart sämtlicher Schulzen oder deren Vertreter vom Richter eigenhändig in die Tiefe gestoßen.

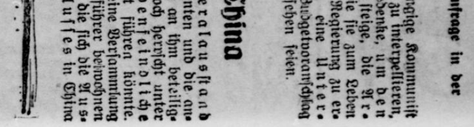
Amerikas Millionäre.

In den Vereinigten Staaten leben heute nicht weniger als 11 000 Millionäre, so daß auf je 10 000 Einwohner einer von ihnen entfällt. Der Staat Newyork weist mit seinen 2800 die stärkste Anzahl dieser Dollarkönige auf. Dann folgen die Staaten Pennsylvania mit 1052, Illinois mit 800, Massachusetts mit 610, California mit 470, New Jersey mit 390, Ohio mit 361, Michigan mit 312, Connectikut mit 180 Missouri mit 174, Maryland mit 129 und Minnesota mit 110. Nur North Dakota ist der einzige Staat, der keinen besitzt. — Drei von diesen Millionären, Henry Ford, Edsel Ford und John Rockefeller junior verfügen jeder über Jahreseinkünfte von über 5 Millionen Dollar. Und doch kann dieses Dollarland mit seinen gewaltigen materiellen Schätzen sich nicht von der Tatsache loskaufen, das seelenloseste der ganzen Welt geworden zu sein.

Vorbildliche Kürze.

Als Ludwig XIV. im Jahre 1666 nach Reims kam, empfing ihn vor dem Tore der alten ehrwürdigen Krönungsstadt der Bürgermeister und reichte ihm einige Flaschen Wein, samt einigen Birnen von Rousselat mit den lakonischen Worten in den Wagen: „Sire! Wir bringen, da Eure Majestät das Weichbild Ihrer getreuen Stadt Reims zu berühren geruhen, unsern Wein, unsre Birnen u. unsre Herzen dar, das ist das Beste, was wir haben!" — „Bravo!" rief der König, als der Bürgermeister schwieg, „so liebe ich die Anreden! Habt Dank!" In bester Laune zog der Monarch seines Weges weiter.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanß, Altena.



Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 49 Mittwoch, 8. Dezember 1926

Die Tracht der alten Germanen

Von der Steinzeit bis zur vorgeschichtlichen Epoche.

Von Dr. Herm. Oberlies-Würzburg.

Während der Dauer der älteren Steinzeit die etwa von 11 000 bis 9 000 v. Chr. angesetzt wird, herrschte im nördlichen Europa, wo die aus der Aur gnac-Art entwickelte nordeuropäische germanische Rasse saß, ein gegen 3—5 Grad kälteres Klima als heute, also eine sehr unwirtliche Witterung. Gegen diese schützten sich die Germanen durch Umliegen der Felle der erjagten Tiere, deren Kraft nach dem naiven Glauben späterer Zeit zugleich in den Träger überging. Als Schmuck trug man die Zähne Klauen und das Gehörn der erlegten Tiere. Ob wie manche Forscher annehmen, Muschelschleider damals getragen wurden, ist ungewiß. Bekleidung aus Pflanzenstoffen ist nicht nachzuweisen. In der jüngeren Steinzeit — rund 9000 bis 2000 v. Chr. — finden sich bereits Spuren roher und verarbeiteten Flachses. Das Spinnen war bekannt, denn man fand Spindeln, Spinnwirteln, ja sogar eine Art Webstuhl. Auch Leinwand fand sich schon. Kleider aus Bastgeflecht sind ebenfalls nachzuweisen. Daneben trug man im Winter Pelzkleidung, d. h. Fellschurz und Fellumhang, wenigstens in den nördlichen Gebieten, da an sich das Klima in Europa 2 Grad höher war als zur älteren Steinzeit. Verschiedene Farben und Flechtwerkmuster als Verzierung sind für die Gewänder anzunehmen. Zum beweglichen Schmuck kamen hinzu Bernstein und Gagat, die oft zu ganzen Gehängen vereint wurden. Neu war das Tragen von Ringen und Amuletten. Für die Bronzezeit — rund 2000 bis 800 v. Chr. — sind wir gut unterrichtet durch Funde in Eichensärgen aus Hügelgräbern Schleswigs und Jütlands. Das Klima war weiterhin trocken und warm. Die Kleidung des Germanen bestand aus Mantel, Umschlagetuch, Rock, Hüfthose, Beinbinden, Schuhen und Mütze. Der Mantel war ein viereckiges oder ovales Stück ungenähten, groben Tuches aus Wolle, das vorn durch eine Nadel geschlossen war. Ausnahmsweise trug der Germane einen Schal mit gefranstem Rand. Der Rock reichte von den Achselhöhlen bis zu den Knien und war um die Taille gegürtet. Das Gürtelband ging oft zweimal um den Leib und endete in Quasten, die vorn herabhingen. Das Gewand selbst wurde über den Schultern mit Lederriemen festgehalten. Broncene Doppelknöpfe dienten zum Verschließen des Rockes. In der Bronzezeit entstand auch die älteste Form einer auf germanischem Boden entstandenen Hose, die sich aus einer Lendenbinde zur Hüfthose entwickelte, von der aus man zur Kniehose kam. Ferner gab es Beinbinden, die teils die Knöchel, teils Knöchel und Unterschenkel umschnürten, ähnlich den Gamaschen. Für die Mützen gab es zwei Formen: die eine war halbkugelig und paßte sich der Kopfform an, die andere war hoch und oben flach abgeschnitten. Oft war die Mütze, des besseren Haltes wegen, um einen Holzring gearbeitet. Der Germane ging glattrasiert und hatte langflatterndes Haupthaar. Kamm, Bartschere, Rasiermesser und Pomade wurden sehr viel benutzt da Reinlichkeit von jeher eine besondere Eigenschaft der Germanen war. Ein Klimasturz, der um 700 v. Chr. mit dem Beginn der Eisenzeit stattfand, muß sich auch auf die Bekleidung ausgewirkt haben, doch wissen wir in den folgenden Jahrhunderten nichts darüber. Erst mit dem Beginn der Römerzeit fließen die Quellen wieder, und diese zeigen nur von der Bronzezeit völlig abweichende Bekleidung. Der Mann trug einen auf der Brust geschlossenen ovalen oder rechteckigen, später meist viereckigen, hin und wieder rhombischen Umhang, der über die Schultern gelegt wurde. Man hatte auch schon eine Art Kapuzenmäntel. Die Mäntel oder Umhänge hatten farbige Säume, Borten, Besätze und Fransen und waren ein- oder mehrfarbig, streifig oder kariert. Man kannte Taft, Köper, Streifendrell und Rautendrell. Auch gab es Verbindungen mehrerer Webarten an einem Gewebestück. Ketten und Einschläge wechsen mitunter in der Färbung voneinander ab. Grelle Farben wurden vor den gedämpften bevorzugt. Unter dem Mantel trug man den Leibrock. Bei Moorfunden in der Provinz Hannover wurden mehrfach Leibröcke vorgefunden. Es waren wollene Schlupfkleider, die nicht ganz bis zu den Knien reichten. Auf der linken Schulter war der Rock zusammengenäht, so daß für den linken Arm ein Armloch entstand. Auf der rechten Seite wurde der Rock durch eine Fibel oder Nadel geschlossen. Der Leibrock war mit oder ohne Aermel. Die Ostgermanen trugen die Ärmel im 4. Jahrhundert lang. Neben dem Rock wird etwa vom 3. Jahrhundert an ein Leinen-Unterkleid getragen (ahd. hemidi); von den Germanen übernahmen es die römischen Soldaten. Bis etwa um 9. Jahrhundert n. Chr. läßt sich bei den Germanen auch noch das Tragen wollener Unterkleider feststellen. Zu Beginn der römischen Zeit haben alle germanischen Völker die Hosentracht. Husa, hosa, bedeutete ursprünglich Strumpf, Gamasche und diente zum Schutz der Unterschenkel gegen Gestrüpp und Dornen. Wie schon gesagt, fanden sich die ältesten germanischen Hosen in Eichenbaumsärgen der Bronzezeit und bestanden meist aus Leder, seltener aus Wolle. Sie waren ursprünglich ein Lendenschurz aus viereckigem Zeugstück gefertigt wurden durch einen Ledergürtel gehalten und reichten von der Brust bis zu den Knien. Hieraus entstand die Kniehose, zum Schutz der Lenden und Oberschenkel, die besonders, als von östlichen Nachbarn längst die lange Hose Eingang gefunden hatte, von den See-Germanen als Fischern und Seefahrern beibehalten wurde Lange weite Beinkleider trugen die Wangionen, ferner die Franken und Alemannen; die Langobarden dagegen hatten Kniehosen und Schenkelbinden und gingen erst um 630 n. Chr. zu langen Hosen über, als sie das katholische Glaubensbekenntnis angenommen hatten. Während ihrer Wanderung behielten sie die Kurzhose bei und nahmen als Unterschenkelkleid die Stutzen neu hinzu, von wo sie die Bayern übernahmen, die bis dahin wahrscheinlich die alten markomannischen Knöchelhosen getragen hatten. Fremde Einflüsse auf die germanische Männertracht kommen mit dem 5. Jahrhundert n. Chr. auf; vor allem scheint der Gebrauch des Kniebandes nicht germanischen Ursprungs zu sein. Im 7. bis 8. Jahrhundert setzt sich das Tragen von Beinbinden oder Stutzen bei den westgermanischen Völkern allgemein durch. Im 9. Jahrhundert kommt ein südliches Kleidungsstück auf: der Strumpf in der Form der bis zur Wade reichenden Socken. So wurden aus den Stutzen sockenartige Strümpfe, die den alten Namen der Gamaschen „hosae" auf sich übertragen. Diese kurzen Strümpfe verbinden sich dann mit den langen Beinkleidern zu Strumpfhosen, über die man nach wie vor eine Riemenverschnürung legte oder Binden wickelte. Ueber die Fußbekleidung berichtet das 17. Kapitel der Germania des Tacitus nichts. Teils machte der Germane wie früher neue Schuhe sich selbst oder trug nunmehr römische Schuhe. Man bevorzugte mit eingepreßten Ornamenten verzierte Schuhe, die über dem Spann zugebunden werden konnten. Die erste sichere Nachricht über germanische Schuhe haben wir aus dem 5. Jahrhundert, wo ein Fürst Sigismer Schuhe aus haariger Tierhaut trägt, die bis zum Knöchel reichen. Die Edlen der Westgoten trugen Schuhe aus Pferdefell. Die gotischen Schuhe hatten Schlitzöffnungen für den Zutritt frischer Luft — und des Staubes und Schmutzes. Die Langobarden hatten einen aus einem Stück ohne besondere Sohle geschnittenen Bundschuh, der oben fast bis zur großen Zehe offen war und mit darüber gezogenen Lederriemen befestigt wurde. Schuhsunde wurden besonders in Gräbern der Provinz Hannover gemacht. Man hatte damals die Vorstellung, daß der Verstorbene bis zum Aufenthaltsorte der Seele eine lange Wanderung machen müsse. Dafür nun gab man den Toten meist neue, feste Schuhe mit. Außer den eigenen erhielt er noch ein weites Paar. Die Schuhe waren meist aus Rindleder und rauh, mit zum Teil stehengelassenen Haaren. Die Machart war sehr fein und trug vor allem bereits der Fußform Rechnung und war auf die Fußbewegung eingestellt. Sohle, Vor- und Hinterblatt bestanden aus einem Stück. Das Vorderblatt war in 15 Laschen zerlegt; hinten waren zu beiden Seiten noch mehrere Laschen. Als Muster finden sich Zick-Zack, Stern, Dreieck in Kerbschnitt ausgeführt. An Kopfbedeckungen gab es in vorgeschichtlicher Zeit Hüte oder Mützen, die aber meist nur zu Amt- und Kultzwecken dienten. Auf den bekannten Externsteinen beim Hermannsdenkmal tragen die dargestellten Sachsen sogar Strohhüte! Die Büffelhornkappen sind bis jetzt nicht belegt. Fellkappen aus Ziegenfellen trug man gern. Bei Moorleichen fand man auch Kapuzen.

Die kurzen Ausführungen lassen erkennen, daß die Tracht der alten Germanen bereits Jahrtausende v. Chr. auf einer beachtlichen Kulturhöhe stand; ein Eindruck, den man vor allem von den neuerdings angefertigten endlich genauen und naturgetreuen Nachbildungen der Trachten unserer Vorfahren gewinnt. Die enge Unterschätzung der alten germanischen Kultur macht langsam einer gerechten Beurteilung Platz.

—o—

Heidnischer Aberglaube in der Weihnachtszeit

Von K. Liermann.

Die alten Germanen feierten zur Zeit unseres heutigen Christfestes das Julfest, das Fest der Winter-Sonnenwende. Viele dieser heidnischen Bräuche und Sitten sind durch unsere Vorfahren auf das nach Einführung des Christentums stattfindende Weihnachtsfest übertragen worden. Doch ist die Religion der heidnischen Germanen zum bösen Zauber und die Götter der damaligen Zeit sind zu Spukgestalten geworden, die nach althergebrachtem Aberglauben in den verschiedenen deutschen Gauen noch heute ihr Wesen in der Adventszeit treiben sollen.

Nach Tiroler und schlesischem Bauernglauben soll die Gabe des sogenannten „zweiten Gesichtes" an gewisse Zeiten im Jahre, und zwar vorzugsweise an die Weihnachtszeit gebunden sein. In den Tiroler Dörfern glaubt man, daß man den Hausgenossen, der im kommenden Jahre stirbt, auf dem Dachfirst sehen kann, wenn man rücklings aus seinem Hause schreitet. In der Christnacht umwandern die schlesischen und Tiroler Bauernmädchen um die Mitternachtsstunde das Gehöft, in welchem sie wohnen, dreimal und glauben auf dieser Wanderung dem zukünftigen Gatten zu begegnen. Es soll dabei schon vorgekommen sein, daß einer jungen Maid auf diesem prophetischen Gang ein alter Mummelgreis begegnet ist, den der Hausherr

zuvor als Leichnam auf dem Dachfirst gesehen hat, und kein seherischer Glaube hat sich in beiden Fällen erfüllt. Wer in der Christnacht um 12 Uhr in den Backofen „guckt“ oder „horcht“, sieht und hört sein eigenes Schicksal in den nächsten zwölf Monaten. Stellt sich man dagegen um die Mitternachtsstunde der Heiligen Nacht auf den Friedhof, so erscheinen einem alle, welche im folgenden Jahre den Tod zu erwarten haben, und zwar stehen sie auf der Kirchhofsmauer und „tragen rote Hosen und Strümpfe“. Bei Innsbruck und im Bayerischen Hochland schneidet man sich in der „Geisterstunde“ vor dem Christfeste „Sprienwurzel“, mit der man alte Schlösser, Riegel und Knoten öffnen kann, und die andererseits diejenigen, welche sie bei sich tragen, unsichtbar macht. In Schwaben und Sachsen verschafft man sich in dieser wunder- und zaubervollen Zeit „Farnsamen“, indem man sich an den Teufel wendet. Um den Farnsamen zu erhalten, hat man schwere Zeiten und schlimme Proben zu bestehen. Zunächst darf man vier Wochen vor Weihnachten keine Kirche besuchen und kein Gebet verrichten. Zu jeder Zeit muß man an den Bösen denken und sich den Wunsch durch den Sinn gehen lassen, daß einem der Beelzebub zu Geld verhilft. In der Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr begibt man sich dann auf einen Kreuzweg, über den schon Leichen zum Gottesacker getragen worden sind. Hier gehen nun Gespenster aller Art an dem Zaubernden vorbei: verstorbene Bekannte und Freunde, Doppelgänger von noch lebenden Vettern und fremde Geister. Sie fragen den am Kreuzweg Stehenden alle, was er da treibe. Auf jeden Fall versuchen sie ihn zum Reden zu bringen. Wenn ihre Fragen nichts nützen, beginnen die Kobolde und kleinen Teufelchen mit allerlei Possen und Grimassen, in der Absicht, den Menschen, der der Hölle den kostbaren Samen abgewinnen will, zum Lachen zu verleiten und das Spiel zu verderben. Spricht der betreffende auch nur ein einziges Wort oder verzieht eine Miene zum Lächeln, zerreißt ihn der Teufel auf der Stelle. Besteht er jedoch alle diese Prüfungen geduldig und wartet still und stumm bis zum zwölften Glockenschlag, so kommt der Gottseibeiuns in der Gestalt eines grünen Jägers und überreicht ihm eine Papiertüte voll „Farnsamen“, den man wohl verwahren und sein ganzes Leben lang bei sich tragen muß. Der Samen gibt seinem Besitzer die seltsame, geheimnisvolle magische Kraft, in seinem Berufe siebenmal soviel vor sich zu bringen als andere Leute. So soll zum Beispiel ein Holzhauer, der dieses Wagnis glücklich bestanden hatte, so stark und arbeitsgewandt geworden sein, daß er täglich 500 Büschel Holz gemacht hätte.

Eine große Rolle spielt unter den Abergläubischen in der Christnacht das Blei- und Kugelgießen. In waldreichen Gegenden süddeutscher Gaue gießt fast jeder Wildschütz in der Christnacht „Bleikugeln“, die alles treffen, sei es auch meilenweit entfernt. Auch versuchen einige Wildschützen, sich „gefroren“, das heißt unverwundbar zu machen, indem sie das sogenannte „Lambibrot“ essen, das während der heiligen Christmesse gebacken werden muß, und zwar aus Mehl, welches während der Messe gemahlen worden ist, und vom Blut eines während der Andacht geschlachteten Lammes mit bereitet wurde. In Tirol macht man sich unsichtbar und kugelfest, wenn man in der Christnacht, sobald die Uhr zwölf schlägt, in einen Kirchturm geht, sich ein Stück vom Glockenstrange schneidet und bevor es ausgeschlagen hat, wieder ins Freie begibt. In der Christnacht kann man sich fernerhin eine Sense beschaffen, die niemals ihre Schneide verliert. Um das zu erreichen, setzt man sich in der Tracht, die Adam vor dem Falle trug, auf den Dachfirst und beginnt zu dängeln. Sofort erscheinen allerlei Spukgestalten, das „Wilde Heer“, Leute ohne Köpfe, Hexen, Lastwagen von Ameisen gezogen, Reiter auf Heupferden, zuletzt der Teufel in höchst eigener Person mit Hörnern und Pferdefüßen. Läßt sich der Dängler dadurch verblüffen und in die Flucht treiben, so packt ihn der böse Feind und fährt mit ihm zur Hölle; bleibt er dagegen ruhig und gelassen, so nimmt jener ihm die Sense ab und wetzt sie ihm so, daß sie nie wieder geschärft zu werden braucht.

Am unteren Laufe des Rheins geht unter altgläubigen Bauern die Mär, daß in der Nacht vor dem 25. Dezember während einer Minute die Kundigen wahrzunehmen wissen, daß alles Wasser — Wein ist, daß alles in dieser Nacht geschöpfte Wasser sich das ganze Jahr über frisch erhält und gut gegen Fieber ist. Auch soll man die Glocken versunkener Kirchen und Kapellen läuten hören, was lebhaft an die Vinetasage erinnert. Ferner können in der Christnacht die Kühe und Pferde der Bauern in Kärnten und Tirol reden, und zwar weissagen sie dann von



Die neuen Wirtschaftswagen der Reichsbahn ermöglichen es, daß man in D-Zügen ohne Speisewagen im Abteil an kleinen Tischchen speisen kann.

der Zukunft. Sächsischer und bayerischer Aberglaube verlangt, daß am Abend vor dem Christfest in Haus und Gehöft Ruhe herrsche. Weder ein Wagenrad noch eine Spindel darf sich drehen. Es soll kein Brot gebacken, nicht gewebt und gewaschen werden. Unter Altgläubigen läßt man kein Ackergerät unter freiem Himmel, weil sonst der „feurige Drache“, der in dieser Nacht angeblich umherfliegen soll, schadet. Die Stuben müssen vor Anbruch der Heiligen Nacht sauber gefegt und gescheuert sein; denn sonst kommt der Böse und holt die Kinder fort.

Doch nicht nur in der Adventszeit, sondern auch nach dem Weihnachtsfeste treiben die Spukgestalten im Volksglauben noch ihr unheimliches Wesen. Im sächsischen Riesengebirge zieht in den Nächten vor und nach Weihnachten eine Kinderscheuche in Gestalt eines weiblichen Wesens, die „Perchtel“, umher, in der wir nichts Geringeres als die verdunkelte Gottesmutter der heidnischen Germanen „Berta“, die Spenderin des Flachssegens, die Bewahrerin häuslicher Sitte und die Hüterin der Seelen ungeborener und frühverstorbener Kinder, vor uns haben. In Mitteldeutschland, in Franken, am Rhein und am Neckar glauben die Kinder, daß in den letzten Wochen vor dem Christfeste der Knecht „Ruprecht“ umhergehe, als Vorläufer und Diener des Christkindes. Er gehört zu den wenigen Gestalten, die nichts Unheimliches an sich haben. Wohl soll er mit der Rute die Ungezogenen Kinder strafen, die artigen aber wiederum mit Aepfeln, Nüssen und Zuckerwerk beschenken.

All das ist alter Volksaberglaube, der im letzten Jahrzehnt jedoch immer mehr verschwindet und sich auch in den weltverlorenen Ortschaften nicht mehr aufrechtzuerhalten vermag.

—o—

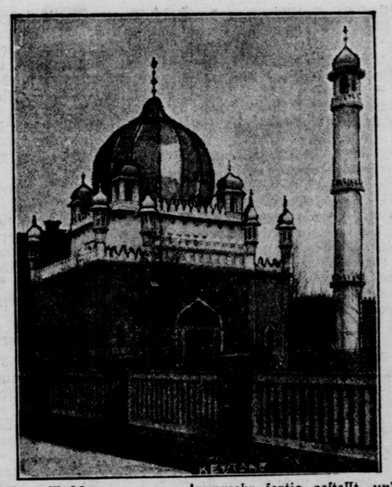
Deutsches Kinderspielzeug

Von W. Berger.

Die selige Adventszeit mit ihren tausend Hoffnungen, Ahnungen und Heimlichkeiten steht mehr denn je im Zeichen der Kinderspielzeuge. In keiner anderen Jahreszeit werden so viel Puppen, Teddy-Bären, Baukästen und anderer Spielzeugkram gekauft, als gerade jetzt. Man braucht nur durch die Geschäftsstraßen zu gehen und man sieht die Schaufenster überladen von Dingen, die für die kleine Welt bestimmt sind. Das mag auch daher kommen, daß Deutschland in der Spielwarenindustrie unter allen Staaten des Kontinents die erste Rolle einnimmt und fast die ganze Welt mit seinen Erzeugnissen versorgt. Die deutsche Spielwarenindustrie ist uralt; sie reicht soweit zurück, daß man ihren Anfang nicht einmal mit einer genauen Jahreszahl belegen kann. Aus aufgefundenen Urkunden wissen wir, daß bereits im Jahre 1400 ein Puppenmacher in Nürnberg lebte. Seine „Docken“ waren aus Ton gefertigt, nur etwa daumenlang, in der Haltung und Tracht von Bauern- und Bürgerfrauen, Wickelkindern und ähnliches. Mit Tonpuppen spielte das deutsche Mädel aber schon weit früher: Die Docke ist bereits im 9. bis 10. Jahrhundert ganz allgemein in Deutschland bekannt. In Wolfram von Eschenbachs „Parcifal“ will das Töchterchen des Burggrafen dem Gaste, der sich scherzend für ihren Ritter erklärt, die Puppen verehren, die viel schöner seien als die der Nachbarskinder ringsum. Durch viele Jahre hindurch haben sich die Docken erhalten. Erst im 17. und 18. Jahrhundert ging man dazu über, Puppen aus Holz zu schnitzen, die nicht selten wahre Kunstwerke waren. Mit der Einführung der Holzpuppe entstand auch das Puppenhaus. Jedes Stückchen des darin enthaltenen Hausrats war ein kleines Meisterwerk für sich. Von den Patriziern in Nürnberg, Augsburg, Frankfurt und Ulm, sowie an den Fürstenhöfen wurde mit den Puppenhäusern ein Luxus getrieben, der sie eher zu Museumsschaustücken, als zu Kinderspielzeug machte. Tatsächlich hat beispielsweise Herzog Albrecht V. von Bayern das Puppenhaus, das er 1548 für seine Kinder fertigen ließ, diesen gar nicht zum Spielen gegeben, sondern gleich seiner Kunstkammer einverleibt. Dieses Puppenhaus wies neben allen erdenklichen Räumen, Möbeln und Geräten einen Stall für die Pferde, eine Wagenremise, einen Lust- und Tiergarten, einen Ballsaal, in dem gerade getanzt wird, und eine reichausgestattete Kapelle auf. Im Puppenkinderzimmer befanden sich Miniaturspielzeuge wie Puppen, Klappern, Wiegenpferde, Puppengeschirr, das Gehstühlchen für das Nesthäkchen und anderes. Der Leipziger Bürgermeister Hieronymus Rauscher besorgte zu Weihnachten 1572 für die beiden Töchter des Kurfürsten August von Sachsen die Einrichtung einer Puppenküche, zu der unter anderem 71 Schüsseln, 40 Bratenschüsseln, 28 Eierschüsseln, 106 Teller, 36 große Löffel etc. aus Zinn gehörten.

Die Puppe der Knaben hieß der „Doggenhans“ und war ein Hampelmann, wie er schon bei den alten Aegyptern zu finden war und sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Auch Soldatenspiele wurden den Knaben in alter Zeit geschenkt. So bescherte zum Beispiel Kaiser Maximilian I. seinem Sohne tournierende Ritterfiguren. Der berühmte Baseler Humanist Felix Platter erzählt, daß er als sechsjähriges Bübchen ein „hölzernes Männlein, das, so man zog, fechten konnte“, als Spielzeug besessen habe. Diese Soldaten, damals in Gestalt von Landsknechten, folgten in ihrem Aeußern den Wandlungen fast sämtlicher europäischer Heere und treten uns in der Gegenwart in feldgrauer Uniform mit Stahlhelm und Miniaturhandgranaten entgegen. Im Jahre 1660 fertigte der Nürnberger Mechaniker Hautsch für den Erben des französischen Throns ein ganzes Regiment von Musketieren und Reitern, die allerlei Bewegungen machen, exerzieren und das Gewehr abfeuern konnten. Anfangs waren diese Soldaten aus Holz oder Pappe hergestellt. Erst im 19. Jahrhundert ging man dazu über, Blei für diese Zwecke zu verwenden.

Trotz aller Umwälzungen ist der konservative Zug unter dem Spielzeug bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Dinge der Kurzweil für unsere Kleinsten haben sogar die alte Form, die alte Bemalung in Farbe und Ornament teilweise beibehalten. Und gerade das primitive, das Unzulängliche ist es, was dem Kinde rechte Freude bereiten kann. Mit seiner Fantasie schafft es sich aus dem Klotze Könige und Bettler, Löwen und Pferde, alles, was seinem Sinn begehrenswert dünkt. Die Fußbank wird ihm Schiff und Brautkutsche, wie es sie gerade im Spiele braucht. Sehr fein ist hierzu die Bemerkung Anzengrubers in seiner Weihnachtskomödie „Heimgefunden“. Darin rügt jemand, daß die Schäfchen des Spielwarenhändlers auf dem Weihnachtsmarkte nur aus Holz ohne Wolle



Die Berliner Moschee der Mohammedaner am Fehrbelliner Platz ist nunmehr fertig gestellt und wird demnächst feierlich geweiht werden.

seien, und daß sie nicht einmal blöken könnten. Der Händler entgegnete aber darauf, das Kind müsse die Wolle im Kopfe haben und das Blöken im Ohr.

Es hat in unserem deutschen Vaterlande einmal eine Zeit gegeben, in der man das Spielzeug für die Kinder mit großer Oberflächlichkeit herstellte. Nicht allein, daß die Haltbarkeit der Gegenstände, sowie Form und Farbe viel zu wünschen übrig ließen. Der Reiz, der dem Spielzeug innewohnen muß, ging vollständig verloren. Glücklicherweise hat man sich jedoch auch heute wieder überall in deutschen Landen auf den eigentlichen Sinn des Kinderspielzeugs besonnen, und dieser neuen Bewegung verdanken wir manches prächtige Stück echtes und rechtes Kinderspielzeug, dem man wieder die Liebe anmerkt, mit der es entworfen und ausgeführt wurde. Gerade das macht den besonderen Reiz des Kinderspielzeuges aus, daß es nicht gleichgültig, in Hast, für den Markt, für kaufen und fortwerfen fabriziert erscheint, daß es vielmehr etwas von der Ruhe des Feierabends, da es der Vater seinem Kinde fertigte, an sich hat, daß es eine gewisse Kunstfertigkeit und nicht selten selbst hohe Künstlerschaft, daß es Liebe und Sorgfalt verrät. Als einziges Beispiel mögen hier nur die „Käthe Kruse Puppen“ angeführt sein, die schon seit Jahren die Herzen aller Kinder erobert haben.

Vieles hat sich geändert auch in der Spielwarenindustrie. Mancherlei Errungenschaften der Technik, Erfindungen und Entdeckungen begannen vornehmlich vom Beginn des 19. Jahrhunderts an ihren Niederschlag im Spielzeug abzusetzen, ud heute beherrscht gerade solches Spielzeug den Markt. Ueber den Wert und Unwert technischen Spielzeuges gehen die Meinungen weit auseinander. Mag der althergebrachte Baukasten, das Schaukelpferd, der Zippel-Zappel-Hampelmann auch noch so gut sein, zur Fortbildung des kindlichen Geistes, zur Anregung des Denkens und zur Bereicherung des Wissens werden sie wenig beitragen. Es wäre paradox, wollte das Kind der Gegenwart, in der das Auto, die Eisenbahn, das Flugzeug und das Luftschiff den Verkehr beherrschen, noch mit dem auf dem Aussterbeetat stehenden Pferde spielen. Die Anwendung der Dampfkraft und elektrischen Ströme hat es mit sich gebracht, daß die Spielwarenindustrie Dinge hergestellt hat, die durch Basteln, Feilen und Zusammenstellen alle möglichen Maschinen ergeben und durch die Anwendung von Dampf und Elektrizität in Bewegung gesetzt werden können. Solches Spielzeug wird die Fantasie des Kindes auf das lebhafteste anregen und seine Gedanken nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft eilen lassen. Mit Recht wird das deutsche Volk ein Volk der Erfinder genannt. Ein Volk der Erfinder wollen wir sein und bleiben, und wollen diesen Geist durch rechtes Spielzeug bereits bei den Kindern zu wecken suchen. Das Spielzeug darf nicht nur zur Kurzweil dienen, sondern soll Anregungen schaffen, die den Geist in bestimmte Bahnen lenken, in Bahnen, die der Zukunftsentwicklung angehören.

—o—

See-Elefanten und andere Polartiere

Von Paul Eipper.

Im Berliner Busch-Gebäude, wo Carl Hagenbecks Zirkus sein Winterquartier aufgeschlagen hat, steht im langen Gang neben den Käfigwagen der Raubtiere ein großes, eisernes Bassin auf Rädern. Darin haust „Nauke“, der junge, „erst“ drei Meter lange See-Elefant, den im Frühjahr 1926 Hagenbecks Südpol-Expedition nach Europa gebracht hat.

Jetzt geht Nauke bereits in die Schule. Jeden Morgen rutscht er über einen Plankensteg in die Manege und lernt balancieren, den Leitaufrichten und andere Kunststücke. Er tut es weil schöne und viele Fische sein Lohn sind Aber wahrscheinlich wäre er doch lieber, wenn er schon nicht mehr im Eismeer tollen darf, droben in Stellingen bei Hamburg, wo sein Vetter Goliath im Südpol-Panorama des Hagenbeckschen Tierparks ein gerufsames Leben führt. „Goliath“ ist zwar auch noch nicht ausgewachsen, immerhin aber bereits sechs Meter lang und wächst munter und zuversichtlich weiter dem Rekord entgegen. Heute schon ist Goliath der größte, in Europa lebende See-Elefant und der Stolz des Stellinger Tierparadieses. Er lebt mit zwei kleineren Weibchen und einer Unzahl von Möwen und Pinguinen auf einem geräumigen Felsplateau und hat alles, was zu seinem Wohlbefinden gehört, vor allem ein weites Wasserbecken, in dem er sich denn auch stundenlang zur Ruhe begibt. Nur die schwarzglänzende Schnauze dieser Riesenrobbe funkelt dann oberhalb des Wasserspiegels; der ungeheure lehmgelbe Walzenleib bleibt unsichtbar. Bis der Futtereimer klirrt. Dann wuchtet der Koloß seine Körperfülle das abschüssige Ufer hinauf und öffnet gähnend den Rachen. Ein Schellfisch nach dem anderen verschwindet, große, fette Brocken.

Diese Fütterung wiederholt sich alle zwei Stunden. Etwa viereinhalb Zentner ist die durchschnittliche Tagesration. Um Pfingsten als Goliath seinen Hungerstreik beendigt hatte und — statt lebendiger Nahrung — endlich tote Fische nahm, fraß er gar fünf Zentner. Dagegen begnügte sich das Tier ein anderesmal mit „nur“ 385 Pfund.

Wenn Goliath nicht acht gibt und ein Fisch zu Boden fällt, flattert eine Möwe herbei; sie schnappt zu und würgt solange, bis der unwahrscheinlich große Brocken ihre Kehle hinuntergerutscht ist.

Diese See-Elefanten sind augenblicklich die Sensation des Hagenbeck'schen Unternehmens. Es ist von kultureller Bedeutung, daß solche ausgewachsenen Exemplare nach Deutschland importiert wurden, denn die See-Elefanten stehen — wie alle Robben — kurz vor der Ausrottung. Noch im vorigen Jahrhundert lebten sie in unübersehbaren Scharen; die sinnlose Massenschlächterei gewinnsüchtiger Menschen bereitet auch diesem Geschlecht den Untergang. Aus ihrem Fell werden Pelzmäntel gemacht, aus dem Tran aber erzeugt man in Europa — Schnellsohlen.

Dem Südpolpanorama in Stellingen ist ein Gehege angegliedert, in dem die Fauna des Nordpols haust.

Im Seebecken des Vordergrundes warten junge Walrosse, grimmige Bärenrobben und flinke, metallisch glänzende Seelöwen auf Futter, während hinter ihnen, auf staffelförmigen Steinterrassen die Eisbären schlafen, knurren oder baden. Im Hintergrund aber klettern die Rennttiere auf steiler Halde. Hoch ragen die Felsen und bieten ihnen Schutz und Unterschlupf. Würdevoll, mit mächtigem Geweih, steht das männliche Leittier in schwarzem Schattenriß vor der letzten Schroffe. Die jungen Rennttierkinder spielen und stoßen die Mütter, die uninteressiert am Islandmoose nagen. Kein Gitter trennt die Tiere voneinander; nur breite Gräben verhindern die Eisbären, das friedliche Idyll zu stören. Tierparadies!

—o—

Indianermärchen

Von H. Hesse-Newyork.

Wenn ein derartiges Märchen auf deutsche Leser in gewisser Hinsicht auch einen etwas naiven Eindruck macht, so bietet es andererseits doch einen willkommenen Einblick in die Denkweise eines Urvolkes.

Vor vielen, vielen Jahren, ehe noch die Blaßgesichter ins Land kamen, gab es einen guten Mann. Woher er kam, wußte man nicht. Immer war er auf Jagd oder beim Fischen — er war gern allein.

Als er eines Tages weit von Hause war, kam dicht vor ihm ein Bär aus dem Gebüsch. Lange verfolgte er ihn, bis er schließlich bei einer Quelle in einer Höhle verschwand. Als nun der Mann, dessen Name „Einsamkeit“ war, an der Quelle vorübereilte, ergriff ihn ein Ungeheuer und zog ihn in den Bach. Hier blieb er lange Zeit.— Die Leute trauerten um ihn, doch vergaßen sie ihn schließlich.

Eines Tages aber kehrte er ins Lager zurück und erzählte, was ihm zugestoßen. Allein die Leute lachten ihn aus, nannten ihn Lügner und sagten: „Du erzählst uns da mehr, als wir glauben können!“ Als er sie so ungläubig sah, drohte er ihnen, er würde sich rächen, doch nicht mit Bösem, sondern im Guten. Und er ging fort und wurde nicht mehr gesehen.

Er befand sich nämlich im Banne des Ungeheuers und mußte zur Quelle zurück, um die Zauberei zu erlernen.

Viele Sommer später kam eine große Hungersnot. Es gab nichts zu essen. Die Indianer magerten ab und siechten Hungers dahin. Der Mann sah es und fragte sich, wie er wohl das Volk retten könne, das er so gern hatte. Und es kam ihm der Gedanke, das Ungeheuer zu befragen, denn dieses war ein Zauberer. Schließlich entschloß er sich, dem Zauberer die Rollen aus Baumrinde zu entwenden, um zu erfahren, ob es für seine Freunde eine Rettung gäbe. Und in der Nacht, als der Zauberer in tiefem Schlafe lag, schlich sich der Indianer an seine Lagerstätte. Dort nahm er einige Wurzeln und legte sie dem Zauberer auf den Mund, so daß er nicht erwachen konnte. Dann nahm der Indianer die Rollen aus Baumrinde und las sie. So entdeckte er denn schließlich, daß alles ein Werk des Zauberers war und er ihn überlisten mußte, wollte er seine Freunde retten. Bei näherem Zusehen entdeckte er in der Ecke auf einem Stück Rinde die Worte: „In meinem Gürtel steckt ein Pfeil. Wenn du ihn in die Luft schießt, bringt er dir eine Menge kleiner Tiere.“ Da legte der Indianer noch einige Wurzeln auf den Mund des Zauberers und nahm ihm den Gürtel ab. Er fand einen kleinen Pfeil, der etwa einen Fuß lang war, und lief damit hinaus. Viele Male schoß er diesen Pfeil ab und zerbrach ihn dann in kleine Stücke, damit er selbst nie wieder bezaubert werden konnte. Darauf erlegte er eine Menge der kleinen Tiere, die er Präriehunde nannte, da sie ein Geräusch machten wie wirkliche Hunde; diese brachte er den sterbenden Indianern und rettete ihnen so das Leben.

Nachdem sie sich erholt, führte er sie an die Stelle, wo die Präriehunde waren und zeigte ihnen, wie man sie erlegte und sie daran hinderte, in ihren Bau in die Erde zu kriechen. Die Männer machten große Jagdbeute, denn es gab sehr viele Hunde.

Als sie wieder nach Hause kamen, erzählte ihnen der Mann „Einsamkeit“ seine Erlebnisse. Die Indianer waren froh und baten ihn um Verzeihung für das Böse, das sie ihm zugefügt.